

Vorwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

als wir das vorliegende 10. Jahrbuch konzipierten, interessierte uns die Frage, wie genau aus musiktherapeutischer Sicht sowohl die Entwicklung von Symbolbildung als auch die Entwicklung von Mentalisierung dargestellt bzw. auf welche Art diese gefördert werden kann.

Die eingereichten Artikel zum Thema des Buches „Mentalisierung und Symbolbildungen“ könnten Antworten auf diese und ähnliche Fragen geben.

Aus den nun tatsächlich vorliegenden Aufsätzen hat sich ein Schwerpunkt herauskristallisiert: die Mehrheit der Beiträge befasst sich überwiegend mit dem Mentalisierungskonzept – allerdings aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln. Die Buchrezensionen, die wir den Beiträgen nachfolgen lassen, sind hingegen sehr gemischt – sie scheinen eine in dieser Zeit herrschende rege Diskussion zu diesem Themenkreis wiederzugeben.

Durch die Summe der verschiedenen Arbeiten wird das Mentalisierungskonzept hinreichend erklärt. In der nachfolgenden Beschreibung der Artikel möchte ich einen Brückenschlag versuchen, der das Augenmerk sowohl auf Symbolisierung als auch auf Mentalisierung richtet.

Wir haben den Artikel „Zwischenräume...“ von B. Dehm-Gauwerky, der sich mit Symbolbildungen befasst, an die erste Stelle des Buches gesetzt, weil wir davon ausgehen, dass Symbolbildungsprozesse wichtige Voraussetzungen für die Mentalisierungsfähigkeit des Menschen darstellen. Am Ende der Aufsatz-Reihe ist der Beitrag von G. Strehlow zu finden, in dem die Autorin systematisch den musiktherapeutischen Umgang mit dem Mentalisierungskonzept beschreibt. Interessant ist hierbei, dass G. Strehlow bemerkt, dass die Beziehung zwischen Mentalisierung und Symbolisierung noch ungeklärt sei.

Doch nun zu den einzelnen Artikeln:

B. Dehm-Gauwerky führt Bion und Lorenzer an, die sich ausführlich mit diesem Thema befasst haben und „Symbolbildung als einen interaktiven Prozess (verstehen), in dem sich Repräsentanzen bilden und Bewusstsein entsteht“. Dieser interaktive Prozess, so meint die Autorin, setzt von Lebensbeginn an ein und kann im Zuge einer semiotischen Progression mit der Verfügbarkeit über Sprache ein hohes Symbolisierungsniveau erreichen. Auch die Mentalisierungstheorien nehmen Bezug auf die frühkindlichen, nicht wortsprachlichen Bildungsprozesse, wobei von den bei B. Dehm-Gauwerky genannten Autoren auf die progressive Funktion der frühen Formen gelungener Spiegelung zwischen Mutter und Kind für dessen Repräsentanzenbildung hingewiesen wird, die für die Ausbildung der Persönlichkeitsstruktur und für das Selbstgewahrsein verantwortlich ist. Anders als bei den

Mentalisierungstheorien lässt sich –nach Dehm-Gauwerky – mit dem Ansatz von Lorenzer auch eine semiotische Regression verbinden, die – als Weiterentwicklung – hochgradig altersdementen Menschen einen Weltbezug ermöglicht. In ihrem Text erläutert sie diese Sichtweise anhand von Beispielen.

Im darauf folgenden Beitrag: „Empathie und Mentalisierung: Zusammenhänge und mögliche Konsequenzen für die Musiktherapie“ stellt C. Seidel die Entstehung von Empathie und Mentalisierung zunächst gegenüber. Empathie, so sagt sie Fonagy folgend, beschreibt die Fähigkeit, Gefühle beim anderen wahrzunehmen und diese vor allem vorbewusst, in einer Form emotionaler Resonanz, zu verstehen. Mentalisieren wiederum bezeichnet die Fähigkeit des Menschen, den Zusammenhang zwischen Verhalten, intentionalen und mentalen Zuständen imaginativ wahrzunehmen und zu interpretieren. Im weiteren Verlauf der Arbeit werden Ähnlichkeiten sowie Störungen beider Phänomene untersucht und anhand von Fallvignetten musiktherapeutische Behandlungsansätze aufgezeigt. Konzepte der Resonanz, EBQ und Synchronisation stellen eine mögliche Verbindung dar, mit deren Hilfe Empathie und Mentalisierung durch Musiktherapie gefördert werden könnte.

Auch in dem nachfolgenden Artikel über die Arbeit mit GIM und Mentalisierung werden Symbolbildungen berücksichtigt. In ihrem Beitrag „Mentalisierung und Symbolbildung in der klinischen Arbeit mit Guided Imagery and Music (GIM), modifiziertem GIM und musikimaginativen Methoden“ gibt C. Herold Einblick in den therapeutischen Umgang mit den verschiedenen Arten von GIM anhand von drei Einzeltherapien und einer Gruppentherapie. Aus ihrer Erfahrung spielt das Auftauchen von Symbolen oder symbolisierenden Handlungen im Zusammenhang mit dieser Methode eine wichtige Rolle. Sie weist darauf hin, dass gerade in den Bildern mit symbolischem Charakter viele Möglichkeiten einer mehrperspektivischen Sichtweise liegen, die dann u.U. auch in aktiven Improvisationen weitergeführt werden können.

Es schließt sich die Arbeit von J. Fent an: „Musiktherapie und Mentalisierung. Eine Beleuchtung musiktherapeutischer Theorie und Praxis auf der Grundlage des Mentalisierungskonzeptes.“, in der die Autorin Zusammenhänge von Mentalisierung und Musiktherapie untersucht. Dabei kommt sie zu dem Schluss, dass „ein symbolischer Gebrauch der Musik die momentane Verfügbarkeit sekundärer Repräsentanzen und damit eine gewisse Mentalisierungsfähigkeit“ voraussetzt. Diese Voraussetzung ist jedoch nicht für alle Patienten gegeben. Hierfür stellt sie die Frage, wie musiktherapeutische Unterstützung in diesem Falle „beim (Wieder-)Finden eines mentalisierenden Modus gewährt werden könnte“ und überlegt weiter: Da „im Mentalisierungskonzept ausführlich die markierte Affektspiegelung und das Als-ob-Spiel beschrieben“ werden, lässt sich die „Übertragung auf die entsprechenden musiktherapeutischen Techniken und Methoden (Spiegelungsaktionen in der musikalischen Interaktion und Improvisation als Als-ob-Spiel)“ klar vorgeben.

Die beiden folgenden Aufsätze von I. Engelmann und G. Bassarak verwenden Beispiele aus der Kinder- und Jugendliteratur, um die Mentalisierung zu erklären (beide Artikel eignen sich zum Lesen für Mentalisierungs-„Einsteiger“).

I. Engelmann bezieht sich in seinem Beitrag auf die Geschichten von der Mumin-Familie von Tove Jansson. In diesen Geschichten werden Mentalisierungsfähigkeit und deren Störungen von Tove Jansson in ungeahnter Weise beschrieben. So gelingt es I. Engelmann sehr anschaulich das Mentalisierungsmodell zu erklären.

Auch G. Bassarak verwendet ausgesuchte Beispiele aus der Kinder- und Jugendliteratur zur Begriffseinführung. Sie konstatiert, dass die große Schule des Mentalisierens die Literatur sei. Darüber hinaus beschreibt sie minutiös Therapien mit Kindern und zeigt mit viel Bildmaterial deren Entwicklung zum Mentalisieren auf. G. Bassarak weist außerdem eindrücklich darauf hin (auch hier mit einem Beispiel aus der Kinder- und Jugendliteratur), dass es Menschen gibt, die eine gut ausgebildete Mentalisierungsfähigkeit besitzen, diese aber zu nutzen scheinen, um andere Menschen zu beherrschen.

Es schließt sich der Beitrag von B. Reichert an: „Instru-Mental‘ Improvisation und Mentalisierung in der Musiktherapie mit Jugendlichen“. Er wendet das Mentalisierungskonzept in der Psychosomatik an und stellt fest, dass dieses Konzept „hilfreich zum Verständnis der Selbstentwicklung von Patienten mit strukturellen Störungen aber auch über diese hinaus“ ist, dieses Verständnis bereichert und ergänzt sowie als Erklärungsmodell dafür dienen kann, „wie man als Therapeut handelt und was der Patient warum tut“. Ferner wird für den Therapeuten ein „entspannterer Umgang“ mit der Vorstellung möglich, dass „implizites Mentalisieren während der gemeinsamen Improvisation am Werk ist“. Hinzu kommt die Erkenntnis, „dass Jugendliche störungs- und altersbedingt Schwierigkeiten haben, das Erlebte zu versprachlichen oder [sie] sich manchmal überhaupt sprachlicher Kommunikation verweigern“. Ferner weist der Autor darauf hin, dass die „Beachtung des ‚Hier und Jetzt‘ und die Akzeptanz der Unfähigkeit, affektive Verknüpfungen zu Symptomen herzustellen, ... eine Haltung von Nicht-Wissen und Offenheit des Therapeuten für den Prozess“ gewährleisten. „Der spielerische Umgang“, folgert er weiter, „mit Wirklichkeiten auf Seiten des Therapeuten, das sichere Bewegen in und Wissen um die verschiedenen Modi lebt quasi beispielhaft Entwicklungsperspektiven vor“.

Im Beitrag von G. Kupski und U. Schultz-Venrath geht es um die Standortbestimmung für den Musiktherapeuten in einer Klinik für Psychosomatik, in der das Team in DBT (Dialektisch-Behaviorale Therapie) geschult worden ist, der Musiktherapeut aber darüber hinaus den Grundhaltungen der Nordoff/Robbins-Musiktherapie folgt. Für die Arbeit mit Borderline-Patienten erachten die Autoren die Anwendung des EBQ-Instruments (Einschätzung der Beziehungsqualität) einerseits, das ebenso auf entwicklungspsychologischen und bindungstheoretischen Grundlagen basiert, wie auch andererseits die Mentalisierungsbasierte Einzel- und

Gruppentherapie (MBT/MBGT), als hilfreich und bereichernd. Im vorliegenden Artikel versuchen die Autoren Verbindungslinien zwischen den unterschiedlichen Konzepten und Ansätzen herzustellen.

Methodisch genau erklärend und zukunftsweisend ist der letzte Artikel von G. Strehlow. Über-schrieben ist er: „Förderung der Mentalisierungsfähigkeit in der Gruppenmusiktherapie“. Die Autorin gibt zunächst einen Überblick über den Stand des Mentalisierungskonzeptes. Danach unternimmt sie den Versuch, dieses Konzept auf Musiktherapie zu übertragen, wobei sie zunächst die Einsetzbarkeit der von Fonagy et al. vorgeschlagenen Interventionsstrategien für die MT untersucht. Dabei stellt sie die therapeutische Haltung vor, die dem Therapeuten hilft, die Mentalisierungsfähigkeit seiner Patienten zu fördern. Der Beitrag zeigt, dass „Musiktherapeuten mit ihrem Medium der Musik wertvolles Material erhalten, das sich zur Mentalisierungsförderung in hohem Maße anbietet“. G. Strehlow macht am Schluss Vorschläge, welche Bereiche lohnend wären zu beforschen: „Mentalisierung der Übertragung“ und der Unterschied von „implizitem und explizitem Mentalisieren“. „Außerdem wäre zu überlegen“ schreibt die Autorin, „wie das musikalische Spiel des Therapeuten auf die Mentalisierungsfähigkeit des Patienten Einfluss nimmt. Kann das Spiel des Therapeuten unterschieden werden in ein für den Patienten eher mentalisierungsförderndes Spiel oder gar in ein mentalisierungshemmendes Spiel?“ Sie arbeitet heraus, dass Fonagy in seinem Konzept wesentliche Verbindungen zwischen markierter Spiegelung und Repräsentanzbildung herstellt und betont jedoch, dass die Beziehung zwischen Mentalisierung und Symbolisierung noch ungeklärt ist. Abschließend resümiert G. Strehlow: „Das Konzept der Mentalisierung ist meines Erachtens für die Musiktherapie lohnend und sollte in der Anwendung weiter ausgebaut werden.“

Unsere Rezensionen zu dem Themenkreis des Jahrbuches beginnen wir mit einem praxisbezogenen Titel: „Die Wiederkehr des Ähnlichen. Die Bedeutung musikalischer Objekte in der Musiktherapie bei Jugendlichen mit strukturellen Störungen“ von Monika Smetana, gehen über zu einem Begegnungsthema: „Musik und Psychoanalyse hören voneinander“ herausgegeben von Johannes Picht. Es folgt eine ausführliche Besprechung des „Lehrbuch Mentalisieren“, von U. Schultzenvenrath, der auch als Co-Autor eines Artikels in unserem Buch mitgewirkt hat. Im Weiteren wird das Buch „Guided Imagery and Music, Konzepte und klinische Anwendungen“ rezensiert, das Isabelle Frohne-Hagemann herausgegeben hat. Danach endet der Abschnitt der Rezensionen mit der Besprechung eines Buches, das den Blick auf viele Jahrhunderte abendländischer Kulturgeschichte frei gibt: „Das Lied des Grünen Löwen, Musik als Spiegel der Seele“, von Jörg Rasche.

Hanna Schirmer, September 2014